Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 36 (1956-1957)
Heft: 7

Artikel: Zur zeitgenössischen Lyrik
Autor: Häny, Arthur
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-160572

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Es wird besser mit als ohne Jean Paul gehen. Mag sein, daß eine Neues gründende Beziehung zum Menschen vom Äußersten, seinem Schatten her wieder gewonnen werden muß. Aber da wäre es möglich, daß es dem Wagenden erginge wie Walt in den *Flegeljahren,* der nachts seinen Bruder Vult aufsuchen will und endlich in abgelegener Straße ein erleuchtetes Fenster findet, hinter dem die Flöte ertönt. Auf ein rotes Tor gegenüber fällt der Schatten des Spielenden, und Walt tritt im Glück des Wiederfindens zu dem verzerrten schwankenden Abbild — «wie ein angenagelter Raubvogel» — und küßt es, wobei er achtsam Sorge trägt, mit seinem Schatten den brüderlichen nicht zu stören.

ZUR ZEITGENÖSSISCHEN LYRIK

Anthologien

Wie soll man Lyrik sammeln? Der Büchermarkt bietet Anthologien von jeder Art. Die einen geben eine bestimmte Epoche wieder, etwa die Barockzeit, die Romantik oder das 20. Jahrhundert. Die andern stellen die Gedichte nach ihrem Inhalt zusammen — zum Beispiel «die schönsten deutschen Liebesgedichte». Zu dieser Gattung zählt auch das Buch *Lasset die Klage,* das uns vorliegt. *Otto Heuschele* hat es herausgegeben [1]). Es nennt sich «ein Trostbuch» und enthält neben zahlreichen Gedichten auch Briefe und Prosaausschnitte aller Art — ja unter den «Gedichten» finden sich sogar Dramen- und Epenverse. Aber das spielt keine Rolle; die Absicht des Buches ist keine formale; es will trösten in den Nöten des Daseins. Die Texte sind mannigfaltig, sie reichen von Homer bis zu Gottfried Keller, von Matthias Claudius bis zu Rilke, von Platon bis zu Ernst Jünger! Neben ausgezeichneten und ergreifenden Dokumenten trifft man allerdings auch manches Durchschnittliche an, zumal unter den zeitgenössischen Beiträgen.

Das Buch ist also gemeint als ein Brevier zum Tagesgebrauch. Die Poesie soll die ihr innewohnende Kraft bewähren, indem sie uns fürs Leben stärkt und mit unserem Schicksal versöhnt. Mag diese Auffassung raffinierten Literaten auch altväterisch erscheinen — sie ist ehrenwert und gerade heute sehr zu begrüßen, wo so viele modische Snobismen und Manierismen die Lyrik dem Empfinden des Volkes entfremdet haben.

Man kann Anthologien aber auch von der Form her zusammenstellen. Der Band *Sonette der Völker* legt uns «siebenhundert Sonette aus sieben Jahrhunderten» vor [2]). Ein titanisches Unternehmen! Alle romanischen, germanischen und slawischen Sprachen sind mit ihren Sonetten vertreten. Die Übertragung erfolgt — unter Weglassung der Originale — in strenger Sonettform. Es leuchtet ein, wie schwierig die Aufgabe ist, die sich der Herausgeber und Übersetzer, *Karl Theodor Busch,* gestellt hat. Nicht nur, daß er unmöglich all diese Sprachen beherrschen kann und also auf die Hilfe vieler Gewährsleute angewiesen ist. Hat es überhaupt einen Sinn, das Sonett, eine der artistischsten Lyrikformen, im Deutschen auch wieder als Sonett zu geben? Der Übersetzer müßte ja selber ein

Dichter von Rang sein, wenn die Nachgestaltung neben dem Urbild bestehen sollte. Und selbst wenn er ein Dichter wäre, gelänge ihm das Wagestück vielleicht bei einem Dutzend Sonetten, aber nicht gleich bei siebenhunderten! Es ist also gar nicht zu vermeiden, daß dergestalt übertragene Sonette gespreizt und verquält oder zumindest akademisch klingen. Wenn das Reimgeschlinge des strengen Sonettes schon in der Ursprache schwer zu bewältigen ist und diese Gedichte oft etwas künstlich macht — wie kommt das erst in der Übertragung heraus!

Hätte man nicht besser daran getan, eine sehr viel kleinere Anzahl von Sonetten auszuwählen, solche aus den bekanntesten Kultursprachen, und sie im Original zu geben? Statt der Gedicht-Übersetzung hätte man den Originalen eine schlichte Prosa-Paraphrase gegenüberstellen können, wie es zum Beispiel in der Keats-Ausgabe der Manesse-Bibliothek geschehen ist. Eine solche Paraphrase brauchte sich nicht ängstlich um das Metrum und um die deutschen Reime abzumühen, die das Urbild verfälschen, sondern könnte sich eng an die Feinheiten des Originals anschließen.

Auch so wäre noch eine letzte Frage offen geblieben: die Frage, ob das Sonett als Gedichtform wirklich so echt und stark ist, daß man es einseitig aus allen übrigen Formen herausheben darf. Zweifellos hat es auf romanischem Boden einige Reize mehr als hierzulande, wo man Sonette doch immer ein wenig wie lyrische Rechenexempel löst. Damit soll gar nichts gegen eine abstrakte und konstruktive Lyrik gesagt sein, die sehr geistig sein kann. Aber was die Sonette betrifft, so sind die besten Beispiele doch immer wieder diejenigen, die einfach schöne *Gedichte* sind.

Dazu zähle ich zum Beispiel das herrliche «Recueillement» von Baudelaire, das zusammen mit andern Baudelaire-Sonetten in einem hübsch broschierten Bändchen erschienen ist, betitelt *Gruß in Unsterblichkeit* [3]). Die deutschen Nachdichtungen sind ungeschickter als die von Busch. Dennoch würde ich diesem ganz schmalen Bändchen in seiner Art den Vorzug geben: weil man sich von den Nachdichtungen an den prächtigen Originalen erholen kann — und weil man über den Gedichten die Sonette vergißt!

Traditionalistische Lyrik

Neben den Experimentierfreudigen und «Avantgardisten» unter den Lyrikern hat es schon immer eine breite Nachhut von Konservativen gegeben. Sie wahren die Tradition, vor allem diejenige der Antike und der Goethezeit, die zu unserem wesentlichen Bildungsgute gehört. Unsere «Modernen» machen diesen Dichtern den Vorwurf, sie seien Epigonen. Wenn man aber bemerkt hat, wie viele der Jüngeren selber eng von Vorbildern abhängen — von Ezra Pound, Federico Garcia Lorca oder Gottfried Benn —, dann wiegt ein solcher Vorwurf nicht mehr schwer.

Ein großer Sprachkönner der traditionalistischen Richtung ist *Rudolf Alexander Schröder*. In seinen *80 ausgewählten Gedichten* legt er einen Querschnitt durch seine «weltliche» (also nicht geistliche) Lyrik [4]). Schröder setzt meines Erachtens einen Dichtertyp fort, der im 18. Jahrhundert durch Klopstock, im 19. Jahrhundert durch Platen, Rückert, Leuthold vertreten wird. Er dichtet von der Form her. Mit gleicher Virtuosität handhabt er Distichen, Oden, Sonette; man könnte sich ihn als Dichter von Ghaselen denken; er scheint die schwierigen Formen geradezu aufzusuchen, um an ihnen seine Meisterschaft zu bewähren. Als vorzüglicher Kenner der Antike spielt er nach Lust und Laune mit den literarischen Requisiten jener Welt. Aber auch an die Goethezeit fühlt man sich ständig erinnert, zum Beispiel in dem großen Gedicht «Tivoli» an Goethe und Hölderlin. Und dies, obwohl durchaus Bestände der zeitgenössischen Wirk-

lichkeit in die Verse hineingenommen sind. Alles ist voll vorgeprägter Formeln. Nicht ohne ein leises Schmunzeln wird man als Schweizer die liebenswürdigen Distichen lesen, die uns der Dichter ins Stammbuch geschrieben hat:

Selig Land, das droben die Stirn im silbernen Äther
Leuchtend kühlt und den Fuß netzet im spiegelnden Blau!
Rinnend und träufelnd vom Wasser, vom heiligen alle die Täler,
Alle die Gipfel zumal, daß in den Schrunden der Wald
Nicht verlechze, die Trift auf Fels und Lehne hinansteig,
Und ihr folge dein Volk, Jäger und Bauer und Hirt. —
Bis an die Grenze der Odmenden haucht mit Blumen dein Frühling;
Drunten im glühenden Tal keltert Autumnus den Wein.
Aber ein anderer Kranz, ein ewig dauernder, blüht dir:
Freiheit — Wer sie verlor, weiß und gedenkt es und schweigt. (S. 40.)

Schröders Gedichte haben so viel klassizistisches Melos, daß man immer versucht ist, nur von den «Tönen» sich tragen zu lassen und über den Inhalt hinwegzulesen. Es verhält sich ähnlich wie bei Klopstock: der hochstilisierten und mühelos beherrschten Sprache entspricht ein eher konventioneller Inhalt. Etwas Geselliges, Spielerisches lebt in diesen Versen, die leicht und glatt und ohne Reibungswiderstand gedichtet scheinen. Aber es ist doch gut, einen so urbanen Dichter in einem Lande zu wissen, wo man sich auf die Abgründigkeit der dichterischen Aussage allzuviel zugute tut.

Ein sehr viel schmaleres lyrisches Werk, aber ein schmerzlich erlebtes und empfundenes schenkt uns *Werner Zemp* in seinen *Gedichten* [5]). Auch er steht am Ende einer Tradition, die von der Goethezeit über Mörike bis zu Hofmannsthal reicht. Was diese Welt, deren Erbe er ist, an lyrischen Möglichkeiten bietet, hat er aufs feinste ausgesponnen. Auch diese Dichterwelt ist stark stilisiert. Immer wieder begegnen zum Beispiel der Falter und die Flamme, die sich sehnlich suchen — Jorinde und Joringel, das traumhaft verlorene Paar, immer wieder das scheue Flüstern der leise dämonischen Wesen, der Quellen, der Wipfel, der Flöten im Wind. Irgendwoher tragen diese Flöten den Ton der vollkommenen, der ursprünglichen Welt. Aber wir können den Ton nur im Traume hören; erwachen wir, so blicken wir einer entstellten Welt ins Antlitz, und Trauer befällt uns. Jene eigentliche Welt ist so unerreichlich wie für den Liebenden die Geliebte ist:

Ein Fremdling sucht ich auf der Welt Basaren
Dein hinter Schleiern flehendes Gesicht,
Nur aus der Ferne kann ich dich gewahren,
In deiner Nähe weilen darf ich nicht. (28)

Das vollkommen Schöne kann sich nur noch verhüllt aufhalten in dieser barbarischen Welt. Eines seiner feinsten Symbole ist Aganippe, die Nymphe, die, vom Kriegsgetümmel erschreckt, ihre «zarte Schläfe» in die innerste Grotte des Berges gegraben hat. Sie ist zur Quelle geworden, und in der schimmernden Verhüllung des Wassers flüstert sie, und ihr Flüstern, wenigen vernehmlich, gleicht dem Gesang des Dichters. Es ist eine Art Dornröschenschlaf, den Aganippe tut. In ihrer Verhüllung bleibt sie unberührbar, und es ist ihr vergönnt, wenigstens als Schlafende das Schöne in sich zu bewahren. Und so zu schlafen ist mehr als zu wachen in einer entgötterten Welt.

Wer aber hat das Schöne verbannt, jenen Glanz der Kindheit, des Anbeginns? Wir selber haben es verraten, gemordet vielleicht — und von hier aus gesehen, gewinnt auch das Gedicht «Die Karrenspur» seinen tieferen Sinn. Wir selber sind Kain, dessen Gespenst wir hinter den Waldbäumen sehen; wir selber

haben das Blut vergossen, womit sich im Lichte der untergehenden Sonne die Waldlache anfüllt. Wie schön in diesem Gedichte das Lyrische ins Metaphysische übergeht!

Was lockte dich hieher im moorigen Grunde
Zu dieser Stapfe, dieser Karrenspur?
Glomm nicht noch eben durch die Wipfelrunde
Des Nachmittages lauterster Azur?

Ein letzter dunkler Ruf war zu vernehmen.
Was ging hier vor? Was pocht dein Herz mit eins,
Als stünde hinter jedem Stamm ein Schemen
Mit deinem Antlitz und den Zügen Kains?

O nichts geschieht; nur wird es immer stiller,
Durch finstre Säulenhallen irrt ein Triller,
Ein Vogel flattert scheu um seine Brut:

Im letzten Licht, das rötlich sich entzündet,
Glühenden Atems dir dein Urteil kündet,
Füllt leis die nahe Lache sich mit Blut. (68)

Gottfried Benn

Die Schweizer Lyriker der mittleren und älteren Generation, zu denen auch Werner Zemp gehört, vertreten im großen ganzen eher die konservative Richtung. Die Jungen, deren repräsentatives Organ wohl noch immer der *Hortulus* ist, neigen zum Teil manieristischen Experimenten zu [6]).

War es früher Rilke, der einer Vielzahl beginnender Lyriker die Saiten stimmte, so ist es heute Gottfried Benn. Er ist diesen Sommer in Berlin gestorben, kurz nach seinem siebzigsten Geburtstag. Sein lyrisches Gesamtwerk aber ist in einer schönen Buchausgabe erschienen [7]). Benn ist eine ebenso zwiespältige wie fesselnde Erscheinung. Der tief gelassene Parlando-Ton seiner Verse geht oft in einen hochmütigen oder gar schnoddrigen Konversationsstil über, der auch vor Geschmacklosigkeiten nicht zurückschrickt:

Aber ein Fluidum! Heiße Nacht
à la Reiseprospekt und
die Ladies treten aus ihren Bildern:
unwahrscheinliche Beauties
langbeinig, hoher Wasserfall
über ihre Hingabe kann man sich gar nicht erlauben
nachzudenken. (356)

Aber dann ist es wieder derselbe Benn, der in herrlich verdichteten Reimstrophen die innerste Gehaltenheit eines Menschen ausspricht, der sich ganz auf sich selbst zurückgezogen hat. Die Brücken zur Welt und zu den Göttern sind zerbrochen, er steht ganz außerhalb, um in sich selber innerhalb zu stehen! «Du mußt dir alles geben, / Götter geben dir nicht, / gib dir das leise Verschweben / unter Rosen und Licht...» (144). Dem sinnlichen Betrieb der Erde mit ihrem ewigen Werden und Vergehen hat er abgesagt. Den Religionen hat er abgesagt. Sogar das, was wir «den Geist» zu nennen pflegen, ist für ihn, als Intellektuellen, als Mediziner, zweifelhaft. In seinen besten Gedichten erreicht Benn eine völlige Beziehungslosigkeit, wo er mit sich selber allein ist — eine Meditation gleichsam, aber eine götterlose. Er spricht dann aus einer Entrückt-

heit heraus, die dem Todesgefühl sehr nahe kommt. Seine Verse gleiten gelassen, voll Melancholien und verdeckten Seligkeiten; sie sind, so seltsam das klingen mag, zerebral und leidenschaftlich zugleich, und man vergißt sie nicht wieder.

Die Welt zieht dann in tausend Fragmenten am innern Auge vorüber, in einem Fetzen-Film von Mythen und Südlandschaften, Sphinxen und Tempelresten, aber auch von Elendsgassen, Bars und allen modernen Verlorenheiten der Großstadt. Die Verse Benns sind voller Alliterationen und exquisiter Reime — vom Gehirn gebrütet und doch halb und halb von der Seele empfangen. Und indem der Film der zersplitterten Welt am Dichter vorüberzieht, erlebt er selber das Ganze und spricht entrückt seinen mystischen Zustand aus:

Wer allein ist, ist auch im Geheimnis,
immer steht er in der Bilder Flut,
ihrer Zeugung, ihrer Keimnis,
selbst die Schatten tragen ihre Glut.

Trächtig ist er jeder Schichtung
denkerisch erfüllt und aufgespart,
mächtig ist er der Vernichtung
allem Menschlichen, das nährt und paart.

Ohne Rührung sieht er, wie die Erde
eine andere ward, als ihm begann,
nicht mehr Stirb und nicht mehr Werde:
Formstill sieht ihn die Vollendung an. (147)

Arthur Häny

---

[1]) Donau-Verlag, Wien-München 1953. [2]) Drei Brücken Verlag, Heidelberg 1954. [3]) Artemis-Verlag, Zürich 1954; deutsche Nachdichtung von Walter Moos. [4]) Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1951. [5]) Atlantis-Verlag, Zürich, zweite, vermehrte Auflage 1954. [6]) Tschudy Verlag, St. Gallen, herausgegeben von Hans Rudolf Hilty; vgl. Besprechung «Hortulus», «Schweizer Monatshefte», November 1955, S. 462/463. [7]) Limes Verlag, Wiesbaden, und Verlag der Arche, Zürich 1956.